

Sankt Martin

Ein Mönch und Heiliger Europas

Von Emmanuel v. Severus OSB, Maria-Laach

Soeben geht ein Jahr zu Ende, das die französischen Katholiken und unter ihnen besonders die Diözesen Tours und Poitiers gemeinsam mit dem benediktinischen Mönchtum dem Andenken des heiligen Martinus geweiht haben. Außerer Anlaß dazu war die Wiederauffindung des Grabes des Heiligen vor hundert Jahren und die Begründung des monastischen Lebens in Gallien durch den Heiligen vor 1600 Jahren.

In Deutschland, wo Sankt Martin, vor allem am Rhein, noch zu den volkstümlichsten Heiligen zählt, wo ihm neben vielen weniger bedeutenden Kirchen doch auch die ältesten und erhabensten Heiligtümer geweiht sind — allen voran die Kathedrale der „Sedes Sancta Moguntina“ des heiligen Bonifatius zu Mainz —, haben sich einzelne Diözesen und Klöster der frommen Feier der französischen Katholiken angeschlossen. Österreich bereitet in einer seinen Heiligen gewidmeten Monographienreihe einen prächtigen Band über St. Martin vor. Schließlich hat kein geringerer als Papst Johannes XXIII. in einem Brief an Erzbischof Louis Ferrand von Tours (Osservatore Romano vom 18. Dezember 1960) daran erinnert, daß er bald nach Ernennung zum Apostolischen Nuntius in Frankreich am Grabe des Heiligen eine Inschrift anbringen ließ, in der er sich als Sancti Martini Turonensis humilis cliens, als demütiger Schützling des heiligen Martin, bezeichnet. Im gleichen Schreiben würdigt der Papst die geistliche Größe des Heiligen als Frucht des monastischen Lebens, als Bischof und als Apostel der Nächstenliebe. Schließlich empfiehlt er dem Heiligen besonders die Christen in seinem Geburtsland, dem Ungarn von heute. So feiern auch wir den Heiligen mit wenigen schlichten Worten.

Im Leben des heiligen Martinus treten wohl drei Perioden besonders hervor:

Das Soldatenleben, in dem er noch als Katechumene die Tat der Liebe vollbringt und seinen Mantel mit dem Bettler teilt.

Das Leben des armen und demütigen Mönches, erfüllt von Geistesglut in unablässigem Gebet, von der Sehnsucht nach dem Martyrium und von einem wahrhaft großen Auftrag, der in einer untergehenden und verfallenden Epoche ohne Über-treibung prophetisch genannt werden darf.

Das Leben schließlich des Bischofs, dessen Gestalt für die kommende fränkische Reichskirche von so großer Bedeutung werden sollte. Symbolhaft hat sie diese Bedeutung noch darüber hinaus für alle jene Reiche, die, ob mit Recht oder Unrecht, braucht uns nicht zu bekümmern, ihren Ursprung im Reiche des großen Karl suchen.

Wie immer, wenn eine Persönlichkeit nicht im vollen Tageslicht eines geschichtlich genau faßbaren Zeitraumes steht, sondern wenn seine Lebenszeit etwas vom Dämmerlicht der Unbestimmtheit an sich trägt, haben solche Abschnitte eine jeweils typische Bedeutung. Gerade beim heiligen Martinus, dessen Lebensbeschreibung Legende ist und nicht psychologische Entwicklung schildert, ist dies der Fall. Aber

darum ist auch die Bischofsgestalt des Heiligen zu einer solchen Größe emporgewachsen, weil alle Züge des vorausgehenden Lebens in ihr erhalten bleiben und so ein Bild großen Reichtums bewirken.

Die Liebesgabe des Soldaten am Stadttore zu Amiens ist der Anfang von allem. Sie ist wie ein Schlüssel, der die Tore aufschließt: für den Menschen Martin zu seinem gewiß nicht leichten, aber erfüllten Weg zum Vollchristentum durch die Taufe, zum Mönchtum und zur Hierarchie; uns zum Verständnis dieses schon seinen Zeitgenossen so rätselhaften, von vielen Wundern erfüllten Lebens.

Die Gabe des halben Mantels gab dem Kriegsmann zu Pferde zunächst eine besondere Beziehung zu Christus. Der Herr selbst, der Martin im Traum erscheint, läßt darüber keinen Zweifel. Er ist es, den Martin bekleidet hat. Eine Christusliebe, die den Heiligen in die Reihe der Apostel und Märtyrer stellt, erfüllt von da an sein Leben. Es war ein Leben in der Gegenwart des Herrn, dem er mit seinem ganzen Menschsein anhing — *semper totis visceribus diligebat Christum regem*; ihn allein führte er nun im Munde — *numquam in eius lingua nisi Christus, nisi pax, nisi misericordia. Spiritus dirigatur in dominum* — der Geist soll auf Gott gerichtet sein, und wie alle jene tiefen Worte des Sulpicius Severus heißen, die uns durch die Melodien des Chorals unvergeßlich geworden sind. Sein Leben wird nun Symbol. Nicht allein, daß er gibt, ist Botschaft von Christi Barmherzigkeit, sondern daß er als Armer gibt, daß er im Mönchtum Armut und Niedrigkeit als Lebensform wählt und auch als Bischof beibehält, läßt ihn Christus verkörpern. Dieses Leben steht in einer Zeit, die wie alle Epochen politischen und materiellen Niedergangs größte soziale Gegensätze und krassen Materialismus in sich schließen. Martin wird Träger der Kräfte Christi, der nicht Purpur und Diadem tragen wird, wenn er zum Gericht wiederkommt. Hier ist eine Liebe, die gerade in der Armut Kräfte entfaltet, hier geht in einer Zeit größter Verkommenheit ein Licht auf, das auch die Not neu sehen läßt; nicht nur als Auswirkung eines sich zersetzenden Gesellschaftslebens, sondern als Weg, auf dem man Christus nahekommen, ihm gleichwerden kann. Die Szene am Stadttor von Amiens hat deshalb etwas so Bezwingendes und Packendes an sich, weil die Handlung des Soldaten Martinus die schöne und spontane Gebärde eines großen Herzens ist. Nichts von Berechnung liegt in seinem Tun, näherhin betrachtet war es nicht einmal sehr sinnvoll, einen Bettler mit einem halben Soldatenmantel zu beglücken. Aber es ist beim Mann und besonders beim rauen Krieger schön, wenn er einfach dem Zuge seines Herzens folgt, wenn er seine Waffe, das Schwert, aus dem Dienst des Kampfes und des Todes in den Dienst der Liebe zwingt. Deshalb wurde Martinus im Mittelalter der Patron alles edlen Ritterdienstes. Daß er sich hier nicht versagte, sondern dem Antrieb des Geistes öffnete, machte ihn zum geistlichen Menschen.

Die Geisterfülltheit ist es, die Sulpicius Severus nun beim Mönch und Bischof Martinus immer stark hervorhebt: schon beim ersten Wunder heißt es, „er nahm den Heiligen Geist ganz in sein Herz auf“. Weiter sagt der Biograph „er fühlte im Geiste das Wirken der Gotteskraft“. Das Gebet, dem Martinus Tag und Nacht obliegt, ist ein Dienst des Geistes. Das Handeln aus der Kraft des Geistes macht ihn zum Propheten, wie die Gottesmänner des Alten Bundes. Als Prophet ist er Wundertäter und sein Leben ein prophetisches Zeichen. Deshalb bleibt er auch als Bischof

Mönch, arm und demütig, wird aber dadurch zu einer in seiner Zeit aufsehenerregenden und seine Mitmenschen aufrüttelnden Erscheinung. Aus der Kraft dieses Geistes verkörpert er den prophetischen Auftrag gegen den gefährlichsten Feind jeder Religion, insbesondere aber auch des Christusglaubens und der von Christus begründeten Gottesgemeinschaft, gegen die innere Verlogenheit, die wir in der gesamten Umwelt Martins beobachten: in den Bischöfen, denen er zu wenig vornehm, zu ungepflegt, zu rauh und unansehnlich ist, in jenen Bauern und Menschen aus dem einfachen Volk, die auch als Getaufte noch Reste des Heidentums und großen Aberglaubens festhalten. Aus der Kraft des Geistes steht darum Martin in einer so verrotteten Umwelt als Träger des Friedens, verkörpert er wesentlich Güte und Milde, bringt er Freude. Was später Gregor der Große von Benediktus sagen wird: „*Erat vir domini Benedictus vultu placido*“, verkündet uns Severus auch von seinem Heiligen: Er war immer der gleiche, und sein Antlitz erstrahlte von himmlischer Freude. Es ist die stille Friedlichkeit des aufgelockerten Herzens, jenes Erdreichs der Seele, das von der Sonne Christi und der Glut seines Geistes durchwärmt ist, Eigenschaften, die dem ganzen alten Mönchtum als ein hohes Ideal vor Augen standen: Die *serenitas cordis*, die Herzensheiterkeit, deren Mangel für viele von uns heute ein Grund ernster Selbsterforschung sein könnte.

Die Lebensbeschreibung des Sulpicius Severus und die Worte, mit denen die Kirche in ihrer Liturgie die Festfeier des Mönchsbischofs umgibt, ergänzen sich hier in schöner und tiefer Weise. Wenn in der Festmesse begreiflicherweise das Bild des Bischofs das des Mönches überstrahlt, so findet sich doch im Evangelium das Wort, das uns das tiefste Wesen dieser Einheit von Bischof und Mönch enthüllt: das Christuswort vom Auge als Leuchte des Leibes (Lk 11, 33—36). Was der Herr hier vom Menschen sagt, müssen wir ja am Fest auf den Heiligen anwenden, und wenn er in seiner Gemeinde Licht sein soll, Leuchte dieses pneumatischen Herrenleibes, dann ist der Bischof dies in besonderer Weise als Geiststräger. Schon die antike Philosophie hat über das Auge als Wunderwerk am menschlichen Leibe nachgesonnen, und von Platon stammt das schöne Wort: „Die Augen sind das Schönste am menschlichen Leibe.“ Die jüdisch-hellenistischen Denker, vor allem Philo, denen in der Schrift des Alten Bundes die göttliche Offenbarung erschlossen war, haben dies in ihrer Schöpfungslehre noch anders und nicht weniger beziehungsweise gesehen: Sie preisen als das Erste und Beste unter den geschaffenen Dingen das Licht, und infolgedessen als das Beste am Menschen den Sinn, mit dem wir das Licht aufnehmen: das Gesicht und sein wunderbares Organ, das Auge. Nach dieser Lehre ist der Mensch nicht nur die Krone, sondern auch „das Auge der Schöpfung“. Der Sinn der Schöpfung und ihr letztes Ziel ist „die Schau Gottes“. Der Ruf des Schöpfers „es werde Licht“ ruft nicht nur das Licht ins Dasein, sondern enthüllt uns den Schöpfungssinn: Seht mich! Seht den Schöpfer, den euch liebenden Gott und Vater! Durch den Menschen gelangt die ganze Schöpfung zur Schau Gottes, von ihm singt der Psalm: „in lumine tuo videbimus lumen“. Das Auge des Leibes, in sich ein Wunderwerk des Schöpfers, jenes Organ am Leibe, in dem sich die höchsten Regungen des menschlichen Herzens, des seelischen und geistigen Lebens zuerst äußern und sichtbar werden, ist noch wenig gegenüber dem „inneren Auge“ der Seele, vor dem die göttliche Herrlichkeit aufleuchtet und das von diesem göttlichen Licht erfüllt wird. Das aber bedeutet, daß

der Bischof, in ähnlicher, und wir müssen sagen, in höchster Weise, wie der Mensch für die Schöpfung, Auge für seine Gemeinde ist. Als Geistträger ist der Bischof vom Licht Gottes erfüllt, durch ihn strömt es ein in seine Gemeinde, er lehrt sie Gott schauen durch Christus, der das Licht der Welt ist. Ist das Auge nicht gesund, so ist auch der Leib der Gemeinde gefährdet. Das Licht kann nicht in all seiner Schönheit und mit all seinen Kräften zu ihr kommen. Das Zeichen des lichterfüllten, lichtdurchtränkten Auges, des Auges, das aufnimmt und in der Empfänglichkeit zur höchsten Tätigkeit gelangt, gilt von allen Geistträgern und deshalb auch vom Mönch. Erinnern wir uns an das Logion des sterbenden Bessarion, das eines der schönsten Mönchsworte ist: „Der Mönch muß ganz Auge sein, wie die Cherubim und Seraphim“. Die Glut des Lichtes, die Martinus erfüllt, ist die Glut des Gottesgeistes, deshalb ist es auch eine Glut der Liebe, und deshalb sehen die Gläubigen über dem heiligen Bischof, der das Opfer feiert, einen glühenden Feuerball.

Der heilige Benedikt hat dem Mönchsbischof Martinus auf dem Berge Cassino ein Heiligtum errichtet. Wir dürfen darin eine bewußte Handlung sehen, nicht eine zufällige oder etwa eine absichtlose Nachahmung dessen, was anderswo geschah, etwa in der Mönchsgemeinschaft des heiligen Caesarius von Arles. Die Gestalt des heiligen Benedikt bietet seinen Söhnen ein maßvolleres Bild als die Persönlichkeit des Mönchsbischofs von Tours. Sein Leben verläuft nach der Niederlassung auf dem Gipfel des Monte Cassino in ruhigeren Bahnen. Und bei aller Geisterfülltheit weist es nicht mehr jene charismatische Unruhe und Bewegtheit auf wie das des heiligen Martin, der stets der Soldat und Kämpfer blieb. Aber sicher entsprach es einem gemeinsamen Wesenszug, wenn Benediktus ihm seine Mönchskirche weihte. Im Abendland war Martinus der erste Mönch. Wenn uns seine Gestalt heute noch anzieht und zu liebender Verehrung aufruft, dann deshalb, weil wir noch ahnen und fühlen, wie schön und groß die Antwort war, die Antwort einer echten und aus dem Herzen kommenden Liebe, die in ihm gewissermaßen zum erstenmal das Abendland dem monastischen Ideal gab. Gerade das Maß Benedikts, die strenge aber klassische Form seiner Regula haben dazu beigetragen, uns dieses Ideal zu erhalten, und es verbindet uns heute noch mit Martinus, so wie Benediktus sich ihm verbunden fühlte. Ein Leben, das die Liebe zu Christus über alles stellt, das aus der Liebe zu Christus in unablässigem Gebete glüht und das auf der Gottesfurcht und der Demut aufbaut.

Daß in Martinus zum erstenmal eine solche Antwort gegeben wurde, hat uns heute noch etwas anderes zu sagen. Sein irdisches Leben läßt sich ja durch drei Stätten auf dem Boden des alten, römischen Imperiums begrenzen. Sabaria (Stein am Anger), an der Grenze zwischen Österreich und Ungarn, Rom und Tours. In großen Umrissen umschließen diese Namen die Länder, um die heute die Angst und die Furcht der Menschen kreist. Es sind die Länder, die den Kern der abendländischen Erbschaft bilden. Ob er erhalten wird oder zugrundegeht, wird wesentlich davon abhängen, wie weit wir imstande sind, die Flamme jenes Feuers lebendig zu erhalten, das Martinus erfüllte. Das Feuer, von dem die Pfingstliturgie sagt, es sei göttlich, nicht verbrennend, sondern erleuchtend. Dante läßt von diesem Feuer niemand anders als den heiligen Benedikt sagen, daß es Blüten treibt und heilige Frucht verleiht.